

seiner Ausführungen einlud. Ein Glücksfall war es, daß Schmitz auch seinen Schüler Franz-Josef Kuhlen mitarbeiten ließ. So erhebt sein Werk sich zu einer breit bestätigten Darstellung der Geschichte der frühen Pharmazie.

Erst im zweiten Abschnitt tritt uns der Apotheker entgegen, wenn Schmitz die abendländische Pharmazie bis zum 16. Jahrhundert entfaltet. Dabei werden in einer Art „*Studium generale*“ dem Leser die geistigen Grundlagen in Scholastik und aufkommender Fachliteratur vorgestellt. Ebenso umfangreich werden die pharmazeutischen Arbeiten und Arzneiformen abgehandelt.

Die juristischen und gesellschaftlichen Festlegungen für den Apothekerberuf nehmen den ihnen gebührenden Raum ein. Die unterschiedlichen Thesen vom Apotheker als Händler – mit auf Arzneimittel begrenztem Sortiment – und Aufsteiger aus der städtischen Kaufleuteschicht oder als spezialisiertem Arzt werden sehr anschaulich vorgestellt und gegeneinander abgewogen. Der Aspekt des Apothekers als Arzneihersteller gegenüber dem des Arzneiverkäufers kommt dabei etwas zu kurz.

Den Abschluß des Bandes bildet ein schier unerschöpfliches, alphabetisches Literaturverzeichnis von mehr als 200 Seiten, das die Grundausstattung jedes Pharmaziehistorikers werden wird. Inzwischen ist es als Online-Datenbank im Internet nutzbar (<http://www.govi.de/schmitz.htm>).

Die Pharmaziegeschichtsschreibung hat jene Phase verlassen, in der ihre publizierten Ergebnisse auf dem gleichen vergilbten Papier nachzulesen waren, auf dem schon ihre Objekte geschrieben waren. Leider hat sie es nur zur Hälfte geschafft: Sie endet vorerst mit der Darstellung der mittelalterlichen Pharmazie. Als die Neue Welt entdeckt wurde, kam die mittelalterliche Wissenschaft an ihre Grenze, und so wird der zweite Band einem Aufbruch zu neuem Ufer gleichen. Es steht zu befürchten, daß erst am Ende eines gleich erfüllten Forscherlebens, wie es Rudolf Schmitz vergönnt war, ein fortgeschriebener zweiter Band wird vorgelegt werden können. Es steht zu hoffen, daß dem Augenmenschen des 21. Jahrhunderts dann auch mit farbigen, druckscharfen Abbildungen der Einstieg in den Text erleichtert werden wird.

Albert Borchardt

ANAGNOSTOU, Sabine: *Jesuiten in Spanisch-Amerika als Übermittler von heilkundlichem Wissen*. Stuttgart: Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2000. 478 S. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie. 78.) Kart.

„Jesuitenpulver“ befreite vor über 300 Jahren die Menschen von Fieber. Heute erfüllen Chinintabletten denselben Zweck. Jesuitenpulver und Chinin stammen von den gleichen Bäumen, nämlich der Rinde der 40 Arten umfassenden Gattung *Chinchona* vom Ostrand der Anden. Die China- oder Fieberrinde kam 1638 von Peru als Heilmittel in pulverisierter Form nach Europa und erhielt, da sich vor allem die Jesuiten um die Verbreitung der Chinarinde verdient machten, den volkstümlichen Namen „Jesuitenpulver“. Durch die Jesuiten wurde das Pulver zum bekanntesten nichtapotheekenpflichtigen Arzneimittel des 17. Jahrhunderts.

Die Jesuiten waren es, die in der Neuen Welt Großes für die Versorgung und Pflege von Kranken geleistet haben, indem sie in den Missiongebieten ein durchorganisiertes medizinisches Versorgungssystem aufbauten. Dank ihrer Missionsmethode, nämlich sich – gemäß den Anweisungen ihres Ordensgründers – den Sitten eines Volkes anzupassen und sich aller natürlicher Mittel zu bedienen, um Kultur und Denken des fremden Landes nicht zuwider zu handeln, wurden die Jesuiten bei ihrem Missionswerk in Spanisch-Amerika vom 16. bis 18. Jahrhundert zu Mittlern zwischen den Kulturen. Sie forschten nach neuen Heilmitteln, brachten das europäische Wissen um die Medizin nach Amerika, bewahrten Althergekommenes der Indianer und trugen zur Verschmelzung beider Arzneischätze bei. Und so wurden die Jesuiten auch zu Bewahrern und Erhaltern indianischer Sprachen und Kulturen.

Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Buchs sind die einschlägigen und Heilmittelbeschreibungen enthaltenden Werke von Jesuitenmissionaren: Die gelehrt kosmographischen bzw. universalgeschichtlichen Darstellungen von José de Acosta und Barnabé Cobos, der einer Reisebeschreibung gleichkommende Erfahrungsbericht des deutschen Paters Ignaz Pfefferkorn, das medizinisch-pharmazeutische Spezialwerk des Spaniers Pedro Montenegro, der als einziger

eine medizinische Vorbildung besaß, und die „Missionspharmakopöe“ des Innsbrucker Paters Sigismund Aperger.

Die Studie gibt kenntnisreich einen Überblick über Jesuitenmissionare als Übermittler von Wissen über Heilmittel und als Apotheker und berichtet aus ihren Werken zum Drogenschatz und

zur „*Materia medica misionera*“. Gleichsam informativ und auf diesem Gebiet einmalig richtet sich das Buch an Pharmazie- und Medizinhistoriker ebenso wie an Personen, die an der Ordens- und Missionsgeschichte der Jesuiten vom 16. bis 18. Jahrhundert – speziell in Spanisch-Amerika – interessiert sind.

Rita Haub

ZU DIESEM HEFT

HANS MAIER, zuletzt Inhaber des Romano-Guardini-Lehrstuhls für Christliche Weltanschauung an der Universität München, vermißt in der Römischen Kurie Instrumente regelmäßiger und systematischer Koordinierung. Er erweitert seine bereits früher vorgelegten Anregungen für eine effizientere Gestaltung der kirchlichen Regierung und reagiert auf dazu geäußerte Kritik von Winfried Aymans.

In einer Reihe von gesellschaftspolitischen Diskussionen ist in der jüngeren Vergangenheit das Verhältnis von Staat und Kirche zu einem kontroversen Thema geworden. BERNHARD SUTOR, Professor für Politikwissenschaft an der Katholischen Universität Eichstätt, stellt grundsätzliche Überlegungen zum Öffentlichkeitsauftrag der Kirche an.

Das Hirtenwort „Gerechter Friede“ der deutschen Bischöfe vom September 2000 hat ein sehr positives Echo in Kirche und Gesellschaft gefunden. GERHARD BEESTERMÖLLER, stellvertretender Direktor des Instituts für Theologie und Frieden in Barsbüttel, stellt in einer vertieften Analyse in dem Dokument eine Spannung fest zwischen zwei unterschiedlichen Modellen theologischer Friedensethik.

Im Dezember 2000 hat das russische Parlament Gesetze über die neue Staatsymne, das offizielle Wappen und die nationale Fahne verabschiedet. PAUL ROTH, Professor an der Universität der Bundeswehr in München, zeigt, wie hier Symbole aus der kommunistischen Vergangenheit neu aufgegriffen werden.